



Leseprobe

Geneva Lee
Black Hearts
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 464

Erscheinungstermin: 16. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Er würde alles für sie tun. Doch ist alles genug?

Sterling erfährt etwas, das sein Leben für immer verändern wird: Adair hat jahrelang ein Geheimnis gehütet, das sie ihm nicht hätte verschweigen dürfen. Immer mehr Lügen und Intrigen der Familie MacLaine kommen ans Licht, und Adair und Sterling müssen sich bald fragen, wer ihre wahren Freunde sind – sofern sie überhaupt noch welche haben. Die beiden sind bereit, für ihre gemeinsame Zukunft zu kämpfen, doch ist ihre Liebe stark genug?

Denn sie haben es nicht nur mit Adairs heimtückischer Familie zu tun, die ihnen Steine in den Weg legt, auch Sterlings dunkle Vergangenheit droht all das zu zerstören, was ihnen etwas bedeutet ...

Adair & Sterling: Eine Liebe wie ein Wildfeuer – gefährlich und unberechenbar:

Bd. 1: Black Roses

Bd. 2: Black Diamonds

Bd. 3: Black Hearts



Autor

Geneva Lee

Geneva Lee ist eine hoffnungslose Romantikerin und liebt Geschichten mit starken, gefährlichen Helden. Mit der »Royal«-Saga, der Liebesgeschichte zwischen dem englischen Kronprinzen Alexander und der bürgerlichen Clara, traf sie mitten ins Herz der Leserinnen und eroberte die internationalen Bestsellerlisten im Sturm. Geneva Lee lebt

GENEVA LEE
BLACK HEARTS

Autorin

Geneva Lee ist eine hoffnungslose Romantikerin und liebt Geschichten mit starken, gefährlichen Helden.

Mit der »Royal«-Saga, der Liebesgeschichte zwischen dem englischen Kronprinzen Alexander und der bürgerlichen Clara, eroberte sie die internationalen Bestsellerlisten. Weitere erfolgreiche Publikationen folgten. Und nun trifft die Autorin mit ihrer »Rivals«-Reihe einmal mehr mitten ins Herz ihrer LeserInnen. Geneva Lee lebt zusammen mit ihrer Familie im Mittleren Westen der USA.

Besuchen Sie uns auch auf

www.instagram.com/blanvalet.verlag und www.facebook.com/blanvalet.

Für Sophie

gestohlenen Moment, in dem wir allein sind. Er zieht mich noch dichter an sich, wirbelt uns zwischen zwei anderen Paaren hindurch und beugt sich herunter, um mich zu küssen.

Die Energie im Raum verändert sich, und ich spüre, dass die Leute um uns herum aufhören zu tanzen, als wären wir tatsächlich der Mittelpunkt der Welt und würden uns nicht nur so fühlen.

Lichtblitze erfüllen den Ballsaal, und dieses Mal bleibe auch ich stehen. Ich schaue mich in der Erwartung um, dass irgendein Kellner, der es gut gemeint hat, aber nun bald arbeitslos sein wird, ein Stroboskoplicht eingeschaltet hat.

Draußen über dem See explodiert ein Funkenregen, und einen Sekundenbruchteil später erfüllt ein weiterer lauter Knall den Raum. Blassrosa- und champagnerfarbene Himmelskörper erblühen am Nachthimmel und spiegeln sich im Wasser, was das Ganze noch eindrucksvoller macht. Die Lichter des Ballsaals über uns verdunkeln sich, als die nächste Rakete gezündet wird und alle Gäste in pastellfarbenes Licht taucht. Um uns herum jubeln die Leute, während immer neue Blitze über den Himmel schießen, nun lautlos.

Auf dem Klavier, das den ganzen Abend unbenutzt in der Ecke stand, wird auf einmal gespielt. Ich weiß alles über die Hochzeitspläne – und das hier gehört nicht dazu. Ich lasse den Blick über die Gästeschar gleiten und hoffe, Ginny zu entdecken. Dazu hat sie auf keinen Fall ihre Zustimmung gegeben. Das wüsste ich.

»Da«, sagt Sterling, der erraten hat, wen ich suche, und zeigt auf die Glaswand.

Ginnys Stirn ist in Falten gelegt, und ihr Mund steht offen. Einen Moment lang bin ich mir sicher, dass ihr die Unterbre-

chung zutiefst widerstrebt. Ihr Blick fliegt durch den Raum, vom DJ zum Hochzeitsplaner, und landet schließlich auf Malcolm neben ihr. Eine quälende Sekunde lang denke ich, dass sie sich gleich selbst zur Witwe macht, bis mein Bruder seiner Braut ein verschmitztes Grinsen schenkt. Sie wirkt verzückt, und er beugt sich hinunter, um ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Ein paar Geigen und Celli stimmen in das Klavierspiel ein, woraufhin erneut ein fröhliches Raunen durch die Menge geht. Ich stehe nicht auf klassische Musik, darum kann ich das Stück nicht einordnen. Aber es ist wunderschön – zart und kraftvoll zugleich, mit Crescendi, die mir den Atem rauben.

»Debussy, glaube ich«, sagt Sterling, und sein Gesicht ist fast so bewegt wie das von Ginny.

Es ist pure Magie.

Ein ganz in Schwarz gekleideter Mann steht vor den Musikern und hält eine Hand über einen schwarzen Ohrhörer. Offenbar koordiniert er Musiker und Feuerwerk. Als das nächste Crescendo einsetzt, gibt es eine weitere Überraschung. Im hinteren Teil des Raumes hat sich ein richtiges kleines Orchester eingefunden, während alle auf das Feuerwerk konzentriert waren, und während ein unglaubliches Spektakel den Himmel fast taghell erleuchtet, beginnt es zu spielen.

Zwei riesige Feuerwerkskörper schweben über den anderen, und als sie explodieren, stockt mir der Atem, und ich warte, dass der Klang zu uns herüberdringt. Krachende Becken untermalen den donnernden Hall des Feuerwerks, und der anbrandende Klang der Musik wird von den Zuhörern mit einem kollektiven »Aaaah« beantwortet.

Ich sehe, wie Ginny meinem Bruder voller Bewunderung in die Augen schaut.

»Dass ich hier mit dir bin – ich komme mir vor wie in einem Traum«, sagt Sterling leise. Er hat die Arme um mich geschlungen und das Kinn auf meine Schulter gestützt. So beobachten wir, wie zum Anschwellen und Abfallen der Musik die Lichter des Feuerwerks als Bögen zum Himmel aufsteigen, ehe sie der Spiegelung im Wasser entgegenstürzen. Es entspricht dem An- und Abschwellen meines Herzschlages, und mit jedem Schlag verliebe ich mich ein bisschen mehr in ihn, bis ich nicht mehr das eigentliche Feuerwerk sehen will – sondern nur noch dessen Spiegelung in seinen Augen.

»Auf meine Familie ist Verlass«, sage ich und bin ausnahmsweise fast stolz auf meinen Bruder. Soweit ich weiß, hat er sein Leben lang nicht mehr planen müssen, als wo er sein Lunch einnehmen wird – und das hier hat eindeutig eine Menge Planung erfordert. Womöglich hat er es nur gemacht, um die Leute zu beeindrucken. So etwas würde unser Vater für eine Party machen. Aber ich glaube eher, dass er es aus Liebe getan hat.

»Allmählich verstehe ich, was du meintest, als du sagtest, du willst eine große Hochzeit«, sagt Sterling, und ein leichtes Lächeln stiehlt sich auf sein Gesicht.

»Ich wusste, dass du nachgeben würdest«, erwidere ich, ziehe sein Kinn zu mir und küsse ihn, wobei seine Bartstopfeln meine Haut in Brand setzen.

Das finale Crescendo ist leidenschaftlich, die Bläser spielen in voller Lautstärke, dazu werden immer wieder die Becken geschlagen. Zwei Schläge bilden den fulminanten Abschluss, während die Streicher ein letztes Mal schnell und leise die Melodie erklingen lassen, dann herrscht Stille.

Am Ende klingeln mir die Ohren von der Lautstärke. Ich

sehe, wie sich Sterlings Mund bewegt, verstehe aber nicht, was er sagt. Seine Lippen scheinen jedoch das Wort *Champagner* zu formen, ehe er mich loslässt und in der applaudierenden Menge verschwindet.

»Und er hatte einen Riesenspaß«, sagt ein junger Mann, den ich als Schulfreund meines Bruders erkenne, ein paar Meter entfernt laut zu seiner Begleiterin.

»Sie hat sich erst vor ein paar Wochen für die Farben entschieden, und er musste Stoffproben nach China schicken, damit das Feuerwerk genau darauf abgestimmt werden konnte«, erklärt der Mann. Seine Begleiterin schaut ihn derart verzückt an, als würde sie auf der Stelle Kinder mit ihm haben wollen, wenn er ihr verspricht, so etwas auch für sie zu organisieren. »Er hat die Firma damit beauftragt, die letztes Jahr am vierten Juli das Feuerwerk über dem Weißen Haus gemacht hat. Wahrscheinlich hatte er Angst, Brautzilla mit dem falschen Farbschema zu verärgern.«

So viel zur Romantik. Ich frage mich, wie viele Minuten ihn die Organisation des Ganzen gekostet hat. Fünf? Ganze zehn? Nicht, dass ihn das davon abgehalten hätte, vor seinen Kumpels zu prahlen. Es ist nur ein weiterer Wettbewerb unter Milliardären. Wenn er etwas nicht dazu nutzen kann, besser dazustehen, ist es eine schlechte Investition.

Der DJ spielt etwas deutlich Sanfteres, und mein Trommelfell weiß das zu schätzen. Als Sterling nach ein paar weiteren Minuten immer noch nicht zurückkommt, suche ich die Menge nach ihm ab. An dem eindrucksvoll beleuchteten drei Meter hohen Champagnerbrunnen ist er nicht, ebenso wenig an dem Tisch mit den Resten der Hochzeitstorte.

In dem Moment höre ich etwas, das mir das Blut in den

Adern gefrieren lässt. Niemand sonst scheint es bemerkt zu haben, nur ich. Irgendwie dringt die Bosheit in der Stimme meines Vaters – selbst aus der Ferne und durch dicke Wände und Teppiche gedämpft – bis zu mir. So ist es, solange ich denken kann. Mein Körper ist darauf konditioniert, darauf zu reagieren, es ist wie ein Überlebensinstinkt.

Ich fahre herum und suche verzweifelt nach Sterling.

Aber er ist nicht hier.

Sterling, der in mich verliebt ist. Sterling, der ganz von der Romantik des heutigen Abends gefangen ist. Sterling, der mich nicht verlassen wollte, ist nicht hier im Ballsaal.

Und mein Vater spuckt Gift und Galle.

Ich verschwinde in der Herrentoilette und überlege, welches Hauptfach ich wählen soll. VWL oder BWL? Damit würde ich das meiste Geld verdienen. Aber etwas Solides wie Medizin oder Jura könnte uns auch ein schönes Leben ermöglichen. Es ist meine einzige Chance, sie zu halten: Ich muss ein Mann werden, der sie verdient. Als ich mit der Schulter die Tür öffne, bin ich der Antwort noch nicht nähergekommen.

»Ich würde Sie gern sprechen«, sagt eine heisere Stimme hinter mir. Es ist Angus MacLaine.

Der Rollstuhl wirkt fast barock – Holz und ein grünes Samtpolster mit goldenen Quasten. Natürlich ist er motorisiert, und ich kann nicht umhin zu bemerken, dass der Alte darauf sitzt wie auf einem Thron. Er dreht an dem geschnitzten Marmor-Joystick, mit dem er den Stuhl steuert, wendet mir bereits den Rücken zu und macht sich auf den Weg zu einem Büro, das weiter den Flur hinunter liegt.

Dass er denkt, ich käme einfach mit, weil er es befohlen hat, widerstrebt mir. Aber noch mehr stört mich, dass ich ihm tatsächlich folge.

Ich habe immer gewusst, dass dies unvermeidlich ist. Irgendwann musste ich ihm unter vier Augen begegnen. Ich habe es bewusst vermieden, vor allem, weil ich nicht sicher war, ob ich nicht ausholen und ihn schlagen würde. Und jetzt? Ich bin nicht bereit. Ich weiß noch nicht, wie ich es angehen soll. Soll ich trotzig sein? Soll ich ihm ehrlich sagen, wie er seine Familie behandelt? Oder soll ich freundlich sein, um das Schlimmste zu verhindern? Ich weiß es einfach nicht. Wenn er mich nach meinen Absichten fragt, soll ich ihm dann die Wahrheit sagen?

Ich schlüpfte hinter ihm in den Raum, entschlossen, so ruhig wie möglich zu bleiben, bis ich besser einschätzen kann, wie er mich sieht.

Ein Schreibtisch mit Holzfurnier steht genau in der Mitte des Raumes, und Angus rollt dahinter und verzieht die Lippen zu einem höhnischen Grinsen, bis er mit dem Ellbogen an der scharfen Schreibtischkante hängen bleibt und sich fast den Anzug zerreißt.

»Scheiße!«, sagt er und sieht sich hektisch nach jemandem um, den er deswegen fertigmachen kann, doch da bin nur ich. Er verändert seine Haltung und starrt mich wütend an. »Hast du dich auf der Hochzeit amüsiert, Junge?«

Junge? Es sind noch keine fünf Sekunden vergangen, und schon träume ich davon, ihn zu schlagen.

»Es ist eine sehr schöne Hochzeit, Sir«, beginne ich mit einer neutralen respektvollen Bemerkung. Viel lieber würde ich ihm entgegenschleudern, dass er mich mit etwas Respekt behandeln sollte. Aber ich habe das Gefühl, wenn ich Respekt will, muss ich ihn durch Taten einfordern.

»Du verbringst viel Zeit mit meiner Tochter, stimmt's?«

»Ja, Sir. Sie ist etwas Besonderes.«

»Natürlich ist sie etwas Besonderes. Schließlich ist sie eine MacLaine.« Es klingt, als könne er nicht fassen, dass er mir erst erklären muss, dass der Himmel blau ist. »Richtig, ich ...«

»Und was erhoffst du dir von den Treffen mit ihr?«, fragt er mit hochgezogener Augenbraue, ansonsten bleibt seine Miene neutral und geschäftsmäßig. Man könnte denken, es ist sein Pokerface, aber ein Mann wie er pokert nicht. Er kauft, verkauft und nimmt sich, was er haben will.

Also ist dies eine Verhandlung, geht mir auf.

»Nichts außer ihrer Gesellschaft«, sage ich, um seinen Verdacht zu zerstreuen, und gebe mich, als hätte ich keine Angst. Ein falscher Schritt, und der Gesprächsteil dieser Unterhaltung ist zu Ende.

»Blödsinn«, sagt er und schnieft.

Doch um mich aus dem Gleichgewicht zu bringen, muss er sich schon mehr anstrengen. »Ob Sie mir glauben, ist Ihnen überlassen.«

Er kneift die dunklen Augen zusammen und mustert mich wie eine Boa constrictor eine Maus. Zum ersten Mal habe ich seine ganze Aufmerksamkeit. Mit kritischem Blick prüft er meine Erscheinung, den teuren Smoking, die glänzenden italienischen Schuhe. Weiß er, was das alles gekostet hat, und fragt sich, wie ich es bezahlt habe? Weiß er, dass sie die Sachen für mich gekauft hat?

»Ich verstehe, warum sie dich mag«, sagt er schließlich und trommelt mit den Fingern auf den Schreibtisch. »Du bist gut angezogen, und es stört dich nicht, die dir zugewiesene Rolle zu spielen, oder?«

Es folgt eine bedeutungsschwangere Pause, in der keiner von uns den Blickkontakt unterbricht.

»Was wollen Sie damit sagen?«, frage ich.

»Du weißt *GENAU*...«, brüllt er, und mir stellen sich die Nackenhaare auf, »... *wovon* ich rede! Wer hat den Smoking bezahlt, den du da anhast? «

Ich habe Adair gesagt, dass es keine gute Idee ist. Und wie sich herausstellt, hatten wir beide recht. Ich hatte recht damit, dass ihr Vater – der jeden in Windfall zwingt, sich seinem Willen zu beugen – das nicht gutheißen würde. Aber sie hatte auch recht. Denn diese hässliche Kröte darf nicht mit

ihren Launen alles bestimmen. Das dürfen *wir* nicht zulassen.

Ich beiße die Zähne zusammen und versuche, mein Temperament zu zügeln, indem ich an sie denke und mir sage, wie wichtig es ist, dass ich das Gespräch rette. Er kann mich nicht leiden. Vielleicht wird er mich niemals mögen. Aber er hat keinen Einfluss darauf, was sie für mich empfindet.

»Adair hat ihn bezahlt«, sage ich. Es hat keinen Sinn, deswegen zu lügen. Dann wäre ich so, wie er mich gern hätte: ein Goldgräber und ein Lügner.

»Plötzlich so dumm, Junge?« Wieder brüllt Angus. »Nein. Dumm bist du nicht, stimmt's? Wenn du mir eine reinhauen würdest – und ich spüre, dass du das willst –, wäre alles sofort vorbei. Besser du spielst die Rolle, die sie von dir erwartet: den missverstandenen Armen, den Rohdiamanten. Bleib dabei, denkst du, beherrsche dich, und die Tür zu all dem bleibt dir offen.« Er macht eine ausladende Geste und meint die Hochzeit, den Country Club, alles, was er hat und ich nicht.

»Ich will nichts von Ihnen.« Ich zucke mit den Schultern und hoffe, dass es ihn ärgert. Er will mich einschüchtern, aber das gelingt ihm nicht. Nicht nach allem, was ich im Leben durchgemacht habe.

»Du lügst. Du hast ein Auge auf das Kleinod meines Vermögens geworfen«, faucht er. Ich will protestieren, doch er unterbricht mich: »Du willst meine Tochter.«

Einen Moment lang bin ich so verblüfft, dass ich herausplatze: »Adair ist nicht Ihr Eigentum.«

Es klingt naiv, auch in meinen Ohren.

»Natürlich *IST* sie mein Eigentum, du dummer Junge.« Seine Brust ist ein Blasebalg, der Luft pumpt, um seinen Hass

zu schüren, und er braucht einen Moment, um sich aufzurichten, atemlos von seiner eigenen Theatralik. »Ich kenne dich. Ich habe meine Leute auf dich angesetzt. Waise. Würde im Pflegesystem herumgereicht. Ein gesperrtes Jugendstrafregister. Was hast du angestellt, Junge?«

Natürlich hat er in meiner Vergangenheit herumgeschmüffelt. Ich hatte mir eingeredet, dass seine Gleichgültigkeit gegenüber Adair auch mich einschlosse. Aber sie war über Weihnachten bei mir zu Hause. Sie ist an Thanksgiving zu mir gekommen. Er überwacht jeden ihrer Schritte. Warum sonst hätte er überall auf dem Grundstück Kameras installiert? Adair ist in seinen Augen ein Teil seines Besitzes, der bewacht werden muss. »Ich schulde Ihnen keine Antworten«, sage ich und ringe mit meiner Selbstbeherrschung. Wenn er glaubt, ich würde ihn nicht schlagen, weil er im Rollstuhl sitzt, irrt er sich gewaltig. Der einzige Grund, warum ich es noch nicht getan habe, ist Adair. Doch allmählich fange ich an, zu glauben, dass sie der Grund ist, warum ich ihn schlagen *sollte*.

»Natürlich weiß ich inzwischen, was in den Akten steht«, fährt er fort, und kaum hat er es ausgesprochen, weiß ich, dass es nun hässlich wird. »Du hast deinen eigenen Vater erstickt ...«

»Nachdem er meine Mutter erschlagen hat«, füge ich mit gefährlich leiser Stimme hinzu, »oder stand das nicht in dem Bericht?«

Er blinzelt mich aus seinen leblosen schwarzen Knopfaußen an. »Man beißt nicht die Hand, die einen füttert, egal aus welchem Grund.«

»Glück für Sie, was?«, sage ich bedeutungsvoll. Ich bin nicht der Einzige, der hier etwas zu verbergen hat.

»Mit Glück hat das nichts zu tun. Geld. Beziehungen. Adair beißt nicht, weil sie anständig erzogen wurde. Sie ist reinrassig, im Gegensatz zu dir.«

Das Einzige, was noch stärker ist als der Hass, den ich für diesen Mann empfinde, ist der Ekel, den er unablässig in mir hervorruft. Offenbar kennt Angus MacLaine keine Scham.

Er hebt einen krummen Finger. »Du hast keine Ahnung, was dieses Leben verlangt, welche Opfer unsere Familie bringen muss, um oben zu bleiben. Für eine solche Position bist du ungeeignet. Deshalb wirst du meine Tochter ab sofort nicht mehr treffen«, sagt er wie ein gelangweilter Richter, der zum tausendsten Mal den Geschworenen ihre Pflichten vorliest.

»Nein.«

Er wirkt nicht überrascht. Stattdessen stößt er einen müden Seufzer aus und greift in seine Brusttasche, um Scheckheft und Stift herauszuziehen. »Wie viel? Hunderttausend?«

Ich starre auf das Scheckbuch in seiner Hand, während ich verarbeite, was er mir da anbietet.

»Zweihundert«, sagt er in das Schweigen hinein und trägt meinen Namen in die Empfängerzeile ein.

Ich lehne mich über den Schreibtisch und schaue auf den großen Angus MacLaine herab. »Adair kann für sich selbst entscheiden.«

Er schluckt schwer, und Panik blitzt in seinen Augen auf, bevor er sich schnell wieder fängt. Er schnaubt, und an seiner Unterlippe hängt ein Spuckefaden. »Du kannst ihr nicht das Leben bieten, das ich ihr bieten kann. Das willst du wahrscheinlich nicht hören, aber im Grunde weißt du, dass es stimmt. Du hast ein Stipendium, also vielleicht hast du eine bessere Zukunft vor dir, aber wir wissen beide, was du bist.«

»Was soll das heißen? Sind Sie ...«

Er winkt ab und fährt fort: »Ich will Klartext reden, denn du scheinst dich ein wenig zu überschätzen. DU. BIST. ABSCHAUM. Ein Streuner. Ein Straßenköter. Vielleicht bekommst du eine Ausbildung, vielleicht sogar einen anständigen Job, aber an dem Blut, das durch deine Adern fließt, kannst du nichts ändern.«

Plötzlich bin ich wieder in der Wohnung, in der ich aufgewachsen bin, und ziehe an der Decke, die den leblosen Körper meiner Mutter bedeckt. Ich sehe meinen Vater in seinem Unterhemd mit den Senfflecken, das von Grubenschweiß und schalem Bier getränkt ist, wie er aus der Küche herüberbrüllt. Ich sehe meine Schwester, deren Zehen durch die Löcher in ihren Schuhen hervorlugen, das Haar schmutzig und verfilzt.

Zugleich sehe ich Angus MacLaine vor mir, aber er ist von mir weggerückt, als würden wir beide mein junges Ich von den entgegengesetzten Enden eines Flurs aus beobachten. Ich fühle mich gedemütigt und krank. Und dann ergreift eine bodenlose Wut Besitz von mir.

Meine Wut kocht hoch und strömt wie Schweiß aus mir heraus. Ich möchte meine Hände um die faltige Haut an seinem Hals legen und zudrücken.

»Vielleicht bin ich ein Straßenköter«, sage ich, greife, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen, die rechte Schreibtischkante und hebe sie mit aller Kraft an. Der Schreibtisch kippt um, und der entsetzte Ausdruck auf Angus MacLaines Gesicht ist Balsam für meine Wut. »Aber das ist immer noch besser, als ein reiches Monster zu sein, das seine Familie missbraucht. Ich scheiß auf dich, auf dein Geld, auf den traurigen, kleinen Käfig, den du für dein Königreich hältst.«

Er will etwas erwidern, doch seine Stimme versagt. Er räuspert sich wie eine kaputte Trompete und versucht, wieder die Oberhand zu gewinnen. Nachdem er noch einmal tief durchgeatmet hat, gelingt es ihm. Es ist, als habe er bereits vergessen, was gerade passiert ist. Angus trommelt mit den Fingern auf die Armlehne seines Rollstuhls, und ein selbstgefälliges gehässiges Grinsen erhellt sein zerfurchtes Gesicht. Ich sehe mein Spiegelbild in seinen schwarzen Augen und weiß, warum er lächelt. »Genieße den Rest der Feier, Sterling Ford.«

Ich stolpere in den Flur und komme mir vor wie in einem Albtraum, aus dem ich nicht aufwachen kann, weil ich genau das bin, was er gesagt hat. Der Straßenköter, den niemand haben will, weil er nie dazulernt, sondern immer angreift. Er hat mich nicht provoziert, um meine Chancen bei Adair zu ruinieren. Er hat es getan, um mir zu beweisen, dass er sich gar nicht einmischen muss. Ich werde die Sache ganz allein vor die Wand fahren. Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll, aber ich muss Abstand zwischen mich und alle anderen bringen, sonst richte ich nur noch mehr Schaden an.

Im Flur steht das Personal des Country Club stocksteif in einer Reihe. Ich schätze, bei Meinungsverschiedenheiten über Golf geht es normalerweise nicht so hitzig zu.

»Mein Gott, Sterling. Ist alles in Ordnung?«

Das ist Cyrus, der gerade aus der Toilette kommt.

»Sterling?«

Ich will auch ihn schlagen, ich muss mich wieder in den Griff bekommen. Also schließe ich die Augen und atme tief durch, aber es hilft nicht.

»Diesen Blick kenne ich«, sagt er. »Komm mit.«

Ich lasse mich von ihm über eine Treppe und durch einen

Flur zu einer Doppeltür führen, über der ein großes Schild mit der Aufschrift *Das neunzehnte Loch* hängt. In dem Raum dahinter ist es dunkel. In dem wenigen Licht, das von draußen hereinfällt, sind nur die Umrisse von Stehtischen und Stühlen zu erkennen.

»Er hat Glück, dass ich ihn nicht umgebracht habe«, sage ich und setze mich auf einen Hocker an der Bar, die sich gleich neben der Tür befindet. Ich merke, dass ich die Hände zu Fäusten geballt habe, und zwingt mich, sie zu lösen. »Ich sollte wieder nach oben gehen. Ihm genau sagen ...«

»Immer mit der Ruhe, Mann. Das ist keine gute Idee.« Er bückt sich hinter die Bar und kramt dort herum. »Ich sage nicht, dass er es nicht verdient hat. Ich glaube, jeder hier hat sich schon mal vorgestellt, Angus MacLaine um die Ecke zu bringen. Das ist so eine Art Initiationsritus in Valmont.«

»Ist dir je in den Sinn gekommen, dass er so geworden ist, weil ihm nie jemand in den Arsch getreten hat?« Sie sind Feiglinge. Allesamt. Darum rollt er hier herum wie ein König auf seinem fahrbaren Thron. Weil niemand je seine Autorität in Frage stellt.

»Ob es mir jemals *ernsthaft in den* Sinn gekommen ist, den mächtigsten Mann in Valmont anzugreifen und mich und meine Familie zu ruinieren? *Nein.*«

»Den Mut hat wohl keiner, hm?«

»So dumm ist keiner«, korrigiert er mich.

Das ist es, was er nicht versteht. Die Grenze zwischen Tapferkeit und Dummheit hängt vom Erfolg ab. Scheitert man, die Krone zu erobern, ist man dumm. Erobert man ein Königreich, ist man mutig. Vielleicht wagt man mehr, wenn man wie ich nichts zu verlieren hat.

»Normalerweise ist das hier nicht das Beste für dich«, sagt er und knallt eine Flasche Whiskey und ein Kristallglas auf den Tresen, »aber es ist immer noch besser, als den Vater deiner Freundin umzubringen.«

Einen Moment lang versuche ich, irgendwo anders hinzuschauen, nur nicht auf die Flasche. Der Ausdruck auf Cyrus' Gesicht ist nur schattenhaft zu erkennen, doch er wirkt wie eine Mischung aus Sorge und, wie ich finde, Herablassung. Ein Teil von mir weiß, dass er mir helfen will, dass meine Wut nur ein Ventil sucht und ich ungerecht bin. Doch ich ertrage es nicht, dass diese Leute mich ständig ansehen wie einen ungezogenen Welpen, der lernen muss, sich zu benehmen.

»Danke«, sage ich, stehe von meinem Hocker auf und schnappe mir die Whiskeyflasche. »Ich muss hier raus.«

Ich rechne damit, dass er mich zurückhalten will, doch zu meiner Überraschung nickt er. Andererseits habe ich gerade gedroht, den Vater des Bräutigams zu ermorden. »Ich sage Adair Bescheid, dass du gegangen bist.«

Ich weiß nicht, wohin, aber das ist auch egal, ich brauche nur einen Ort, an dem ich mit meiner Flasche allein sein kann.

nehmen. »Das war wirklich sehr besonders«, sage ich. »Weißt du, ich glaube, mein Bruder hat noch nie in seinem Leben etwas organisiert. Jedenfalls keinen symphonischen Flashmob. Hat es dir gefallen?«

»Zuerst nicht. Ich habe mich nur gewundert, warum plötzlich jemand Klavier spielt. Ich hatte keinen Pianisten bestellt. Aber als ich sein Gesicht sah, wusste ich es. Es war ...«, sie stockt und sucht nach den richtigen Worten, »... es hat meine kühnsten Träume übertroffen.«

Ich nicke. »Ich glaube nicht, dass irgendjemand eure Hochzeit jemals vergessen wird.«

»So etwas könntest du auch haben«, sagt sie zögerlich und mit einem ängstlichen Unterton in der Stimme, als würde sie etwas sagen, das sie sich bislang nicht zu sagen getraut hat. »Wenn du die richtigen Entscheidungen triffst.«

»Was soll das heißen?«, frage ich.

»Die perfekte Hochzeit. Das perfekte Leben.« Sie deutet hinter sich auf den Champagnerbrunnen, die Leute. Plötzlich fühle ich mich an Jay Gatsby und dessen Partys erinnert – und ich weiß genau, wie das für ihn ausgegangen ist.

»Das ist nichts für mich, danke.« Ich hoffe, sie lässt es dabei bewenden, weiß jedoch, dass sie das nicht tun wird. Sie ist jetzt ein Mitglied meiner Familie, also warum sollte sie mir nicht sagen, wie ich mein Leben am besten zu leben habe? Das machen die anderen schließlich auch.

»Warum nicht? Du hast alles, was du dir nur wünschen kannst. Sicherheit. Prestige. Luxus. Andere würden für dein Leben töten. Du kannst es nicht einfach so wegwerfen, indem du eine schlechte Entscheidung triffst.«

»Du weißt nicht, wovon du redest, Ginny. Lass uns das

nicht jetzt besprechen.« Meine Selbstbeherrschung schwindet, und sie ist das Einzige, was mein Temperament im Zaum hält.

Ginny schließt den Mund, und für den Bruchteil einer Sekunde denke ich, dass ich sie überzeugt habe, das Thema zu wechseln. Dann öffnet sie den Mund erneut, doch ich werde nie erfahren, ob sie mich beschwichtigen wollte, denn in dem Moment höre ich wieder die Stimme meines Vaters und ein Wort: *Abschaum*. Ginny hört es ebenfalls, und als ich durch die Tür gehen will, stellt sie sich mir in den Weg.

Ich erstarre und ringe mit meiner Wut. Mein Körper möchte sich mit allen Mitteln an ihr vorbeidrängen. Wenn sie nicht zur Seite geht, wird es ziemlich hässlich.

»Lass mich vorbei, ehe es noch schlimmer wird«, warne ich sie.

»Das ist *meine* Hochzeit, Adair«, zischt sie, damit möglichst wenige Leute um uns herum etwas von unserem Gespräch mitbekommen. Der Anstand muss gewahrt werden. Sie ist schon jetzt eine bessere MacLaine als ich. »Wie kannst du nur so narzisstisch sein?«

»Was zum Teufel soll das heißen?«, frage ich und achte nicht mehr auf meine Lautstärke.

Sie beugt sich nah zu mir, hebt drohend den Finger und senkt die Stimme zu einem gehässigen Flüstern. »Gott, sieh dich doch nur an! Du willst doch tatsächlich eine Szene machen und deinen Vater auf *meiner* Hochzeit anschreien. Darf eigentlich irgendjemand mal einen schönen Moment haben? Oder ruinierst du alles?«

»Ich habe mich um meine eigenen Angelegenheiten gekümmert, Ginny«, sage ich, suche nach dem letzten bisschen

Verständnis in mir und merke, wie es schwindet. »Im Gegensatz zu ...«

»Von wegen. Ganz egal, was ich sage, ich kann dich nicht aufhalten, stimmt's? Denn du hast zwar alles, aber du musst auch alles zerstören, nicht wahr?«

Ich öffne den Mund, um zu protestieren, doch es kommt kein Laut heraus. Es dauert eine Sekunde, bis ich meine Stimme wiederfinde, und als es mir gelingt, bin ich überrascht, wie ruhig sie klingt. »Ich bin nicht diejenige, die alles kontrollieren muss.«

»Nein. Du bist diejenige, die alles zerstören muss. Es darf nichts geben, das dir nicht hundertprozentig gefällt, oder? Nicht das Thanksgiving-Essen mit unseren Familien. Nicht einmal ein Gespräch mit deinem Bruder oder Vater.«

Denkt sie, der glänzende neue Ehering gibt ihr das Recht, mich herumzukommandieren? Hat sie schon eine ganze Weile hinter die Kulissen geblickt und das Hässliche gesehen, was wir bis jetzt dort verborgen gehalten haben? Ich habe sie für naiv gehalten, dachte, sie wäre ganz auf ihre perfekte Hochzeit fixiert und blind für die raue Realität. Doch jetzt frage ich mich, über wie viel sie für ihr perfektes Leben hinwegzusehen bereit ist.

»Ich verstehe, dass du deine Familie nicht magst, Adair. Und ich weiß, dass dein Vater ... sehr schwierig ist.«

»Das trifft es nicht annähernd.«

»Aber das entschuldigt *nicht* dein Verhalten. Du musstest noch nie Aufgaben übernehmen. Musstest noch nie für etwas arbeiten. Vielleicht kannst du alle anderen so mies behandeln, aber nicht deine Familie.« Ihre Worte rauben mir die Luft. »Du bist einfach nur ein verzogenes Gör«, endet sie und stößt einen gereizten Seufzer aus.

Mein Arm zuckt, und es kostet mich enorme Selbstbeherrschung, sie nicht zu ohrfeigen.

Sie weicht zurück und schickt ein Keuchen in die Menge, die sich um uns versammelt hat. Sie verhält sich so, als hätte ich sie tatsächlich geschlagen, woraufhin ich mich frage, warum ich es nicht einfach getan habe. Irgendwie erkenne ich durch den roten Dunst, der mir die Sicht vernebelt, dass ich sie damit nur in ihrer Meinung bestätigen würde.

Als ich meine Hand um ihre Schulter lege, so tue, als würde ich sie umarmen, und meinen Mund zu ihrem Ohr führe, zuckt sie erneut zusammen.

»Du weißt gar nichts, Ginny«, flüstere ich kalt. »Du hast mädchenhafte Vorstellungen davon, wie das Leben in diesem Haus ist. Aber dein Vater hat dich nicht jeden einzelnen Tag deines Lebens angeschrien. Du musstest nicht zusehen, wie er sich betrinkt, und dich fragen, wie lange es wohl dauert, bis er sich über jeden echten oder eingebildeten Fehler von dir hermacht. Und du musstest nicht in einem Krankenhaus sitzen und darauf warten, dass man dir sagt, dass dein betrunkener Vater deine Mutter getötet hat.«

Sie weicht zurück. Ich rechne damit, dass sie eingeschüchtert ist, dass sie verlegen aussieht, aber das tut sie nicht. Der mitleidige Ausdruck in ihren Augen erwischt mich kalt und gibt mir das Gefühl, auf Erbsengröße zu schrumpfen. »Es tut mir leid, dass du so wütend bist. Was würde deine Mutter zu deinem Benehmen sagen?«

Das Gewicht eines Felsblocks landet auf meiner Brust. Wie kann sie es wagen, meine Mutter gegen mich zu benutzen? Sie kannte sie kaum, hat nie gesehen, was mein Vater ihr angetan hat. Sie denkt, dass die paar Besprechungen zur Hochzeitspla-

nung ihr einen tiefen Einblick in das Seelenleben meiner Mutter gegeben hätten? Sie hat nicht den Hauch einer Ahnung. Kaum ist sie in ein paar Stunden eine MacLaine, ist sie schon eine Expertin. So ist das. Ich weiß nicht, warum ich mir Sorgen gemacht habe, ob Ginny in die Familie passt. Sie passt besser hinein, als ich es je tun werde.

»Sie würde dir raten, das Beste aus deinem Leben zu machen. Den Reichtum und die guten Verbindungen deiner Familie zu nutzen. Sie würde nicht wollen, dass du so wütend bist. Denn sie würde sehen, was ich sehe – dass du dir mit der Wut vor allem selbst schadest.«

Ihre Worte versetzen mir einen heftigen Stich, der mir die Luft raubt. Sie hat recht, oder? Sie mag meine Mutter nicht gut gekannt haben, aber genau so etwas hat meine Mutter mir immer gesagt.

Vielleicht bin ich so daran gewöhnt, das Schlimmste zu erwarten, dass ich es jetzt sehe. Ich bin bereit, Ginny zu verzeihen – zuzugeben, dass ich im Unrecht bin –, bis sie hinzufügt: »Stattdessen wirst du alles niederbrennen. Dich bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit jedem anlegen. Eigentlich bist du genau wie dein Vater. Kompromisslos. Rücksichtslos. Du merkst nicht einmal, dass du um dich schlägst. Ich meine, um Himmels willen, Adair, du bist mit einem beschissenen Habenichtszusammen, der nur auf unser Geld aus ist!«

Ich weiche ein Stück vor ihr zurück.

Genau darum geht es hier. Es ist alles fein aufeinander abgestimmt. Sie *ist* eine MacLaine. Selbst heute kann sich meine Familie nicht einfach entspannen und feiern, sie muss manipulieren und kontrollieren. Ginny hat das hier mit meinem Vater zusammen geplant. Wie sollte sie sonst von Sterlings

Vergangenheit wissen? Mein Vater führt genau in diesem Moment mit Sterling das Gegenstück zu dieser Unterhaltung. Haben sie das so geplant, oder passt Ginny so perfekt in meine Familie, dass man ihr das noch nicht mal sagen musste?

Ich merke erst, dass meine Handfläche zu ihrem Gesicht schwingt, als ich ihren panischen Blick sehe. Doch da ist es schon zu spät. Nun kann ich es genauso gut genießen. Sie hat es verdient. Sie hat ihre Hochzeit zu einem Schlachtfeld gemacht. Sie verdient ein wenig Beschuss von der eigenen Seite.

»Würdest du bitte nicht meine Frau schlagen«, sagt Malcolm und fängt meinen Arm einen Zentimeter vor ihrem perfekt geschminkten Gesicht auf.

Ginny lässt sich schluchzend an ihn sinken, und eine wirre Mischung aus dem, was ich gesagt habe, und vielem, was ich nicht gesagt habe, sprudelt aus ihrem Mund. Ich sehe, wie sie durch feuchte Wimpern zu ihm hochschaut und seine Reaktion abschätzt, um ihren Auftritt entsprechend darauf abzustimmen. Damit er sich an mich als das Monster erinnert, das versucht hat, ihr den perfekten Tag zu verderben, anstatt an das, was wirklich passiert ist. Irgendwo in ihrem Geplapper höre ich, dass sie wieder meine Mutter erwähnt.

»Wage es ja nicht, noch mal vor mir von meiner Mutter zu sprechen«, fauche ich, raffe den Saum meines Kleides, streife meine hochhackigen Schuhe ab und stürme durch die Tür.

Im Flur befinden sich nur Kellner, aber die stehen wie angewurzelt und starren auf die Tür am anderen Ende. Ich kenne den Ausdruck, der auf dem Gesicht der Leute erscheint, wenn mein Vater wirklich abstoßend gewesen ist, und den sehe ich auf jedem ihrer Gesichter.

Als ich auf sie zukomme, sehen sie erst zu mir und wenden

den Blick dann wieder der Tür am Ende des Flurs zu. So gut es geht, marschiere ich hoch erhobenen Hauptes durch die Tür. Als ich den umgestürzten Schreibtisch sehe, schnappe ich nach Luft. Die umgekippte Lampe strahlt nach oben und lässt die Gestalt meines Vaters irgendwie fremd und wahn-sinnig wirken.

»Was hast du getan?«, frage ich.

»Ich habe deinem Freund gesagt, was ich von ihm halte.« Mein Vater mustert mich kühl, und seine Stimme klingt auf eine Weise brüchig, die ich noch nie zuvor gehört habe.

Auf seiner Stirn stehen Schweißperlen, und die Hand, mit der er sich an die Armlehne seines Stuhls klammert, zittert. Was auch immer passiert ist, Sterling hat meinem Vater Angst eingejagt – was ich für unmöglich gehalten habe. Aber ganz gleich, wie viel Genugtuung mir das verschaffen könnte – schließlich bin ich immer noch eine MacLaine –, ich weiß, dass das seinen Preis hat. »Du kennst ihn nicht genug, um über ihn zu urteilen.«

»Ich weiß mehr als du. Kennst du seine Vorgeschichte? Weißt du, woher er kommt?« Es bereitet meinem Vater wahre Freude, andere zu quälen, und etwas von seiner Schadenfreude scheint zurückzukehren, als er auf meine Antwort wartet.

»Ich weiß, was Sterling in seiner Kindheit zugestoßen ist«, sage ich und hoffe, dass er das Zittern in meiner Stimme nicht bemerkt. »Tut mir leid, dir das sagen zu müssen.«

»Dann ist es noch schlimmer, als ich dachte.«

»Was soll das heißen?«

»Ich habe nie verstanden, wie jemand, der so klug ist wie du, zugleich so dumm sein kann.« Sein Blick springt zur Decke, als würde er zum Himmel sprechen. »Das heißt, du

findest all die Warnhinweise charmant, meine Tochter. Du enttäuschst mich zutiefst. Du bist so schön wie deine Mutter und so eigensinnig wie ich, aber kaum findest du einen streunenden Köter, willst du ihn mit nach Hause nehmen, mit Flöhen und allem.«

Ich zucke zusammen, es überrascht mich nicht, wie er Sterling und mich sieht. Aber ein Schlag tut weh, auch wenn man ihn kommen sieht. »Und ich habe nie verstanden, wie du so viel Hässliches in allen sehen kannst, nur nicht in dir selbst, Vater.«

»Er passt nicht zu dir. Vorbestraft? Gewalttätig? Das verbiete ich dir.«

»Du hast mir nichts zu sagen!« Ich schreie ihm die Worte entgegen und bereue es sofort. Das dient ihm nur als Beweis dafür, dass ich eine hysterische, schwache Kreatur bin – genau das, was er mich glauben machen will. Also wäge ich meine nächsten Worte sorgfältig ab. »Mich interessiert nicht, was du denkst. Sterling gibt mir, was ich brauche, was mehr ist, als du mir je gegeben hast.«

»Du verwechselst das, was du willst, mit dem, was du brauchst. Er behandelt dich so, wie du es willst – aber ich kümmere mich um das, was du brauchst. Das kann er nicht.«

»Was weißt du schon von meinen Wünschen und Bedürfnissen?« Mein Vater erkennt die Wünsche anderer Menschen nur an, wenn sie ihm in den Kram passen. Es läuft immer auf sein Geld hinaus. Damit gleicht er alles aus. Doch weil er für alles zahlt, beschwert sich niemand.

»Ich weiß, er hat dich so verkorkt, dass du dich auf der Hochzeit deines Bruders davongeschlichen hast, um mit ihm zu vögeln. Hast du ihn da *gebraucht*?«

Bei dem Gedanken an unser perfektes Stelldichein schießt mir die Hitze in die Wangen, dann krampft sich mein Magen zusammen, als mir klar wird, dass uns jemand beobachtet haben muss. Ich begreife. »Das hat dir Ginny erzählt, stimmt's?«

»Sie hat gesehen, wie ihr die Treppe heruntergestürzt seid, als wärt ihr gerade aus einem Hotelzimmer gestolpert – da wusste sie Bescheid.«

Mein Vater denkt, jetzt hätte er mich, mit einem süffisanten Grinsen beugt er sich vor.

»Wenn du etwas zu *meinen* Entscheidungen zu sagen hast, dann mach das mit mir aus, nicht mit meinem Freund«, teile ich ihm mit. »Hör auf, in meinem Leben herumzupfuschen. Du hast mir schon genug genommen.«

»Genommen? Was habe ich dir denn genommen? Ich habe dir alles gegeben, was du hast.« Seine Stimme klingt eiskalt und gleichzeitig wütend. Für einen Moment bin ich sicher, dass er aus dem Stuhl aufstehen und versuchen wird, mich zu erwürgen.

»Du weißt genau, was ich meine. Du hast Mom getötet.« Es ist mir egal, ob er mich erwürgt. Die Glupschaugen und der plötzlich fischartige Mund sind es mir wert. »Soll ich dir einen schönen Brandy holen, *Vater*? Du kannst die ganze Flasche trinken und dann einen Wutanfall bekommen, bis du dich besser fühlst. Oder zumindest kannst du alle so unglücklich machen, wie du es bist. Wenigstens müssen wir uns keine Sorgen mehr machen, dass du dich hinters Steuer setzt.«

»Du ... du *darfst nicht*«, stottert er und verzieht die Lippen, »*SO MIT MIR REDEN!*«

Ich warte nicht das Ende seiner wütenden Tirade ab, sondern gehe aus der Tür und schlage sie hinter mir zu.

Sterling ist nirgendwo zu finden. Ich sehe im Ballsaal nach und in den oberen Fluren und frage sogar ein paar Kellner – aber keine Spur von ihm. Je länger ich ihn suche, desto stärker wächst meine Panik, bis ich merke, dass mir kalt ist und ich zugleich schwitze. Mein Schwips hat einem pochenden Kopfschmerz Platz gemacht. Tränen treten mir in die Augen, als ich mit jeder Sekunde mehr die Fassung verliere.

»Da bist du ja«, sagt Poppy, die mit Cy im Schlepptau ins Zimmer tanzt.

Ich wusste nicht, wie dringend ich ein freundliches Gesicht sehen musste. Kaum erblicke ich Poppy, breche in Tränen aus und vergrabe meinen Kopf an ihrer Schulter.

Sie beruhigt mich sanft. »Hey, jetzt sind wir ja da. Das wird schon.«

Langsam hört mein Körper auf zu zittern, Wut und Angst lassen nach. Ich habe Freunde. Zusammen werden wir ihn finden. Mein Vater hat nicht gewonnen.

»Wir haben deinen Vater schreien hören. Bist du okay?«

Den Streit hat wahrscheinlich die halbe Hochzeitsgesellschaft gehört.

»Mein Vater hat Sterling gestellt, und sie haben sich gestritten. Jetzt kann ich ihn nirgends finden.«

»Jetzt sind wir zu dritt. Wir können uns aufteilen und ihn suchen. Wir sind für dich da, Adair.« Poppy schenkt mir eines ihrer typischen strahlenden Lächeln.

Ehe es mich aufheitern kann, räuspert sich Cyrus und tritt mit der Schuhspitze gegen den Teppich. »Ich glaube, er ist gegangen.«

»Hast du ihn gesehen?«, frage ich. Poppy scheint genauso überrascht wie ich.

»Cyrus Eaton, wir versuchen schon seit zehn Minuten, Adair zu finden, und dann sagst du nichts davon? Ich dachte, sie wären vielleicht zusammen! Wenn ich gewusst hätte, dass er weg ist ...« Poppy zieht drohend die Brauen zusammen. Sie ist so selten wütend, dass Cyrus nicht recht weiß, was er sagen soll.

»Ich habe es nicht absichtlich verschwiegen. Es ist nur ...« Er verstummt und wirkt etwas ängstlich.

»Was?«, fragt Poppy.

»Er hat gesagt, er müsste allein sein. Er hat sich eine Flasche Whiskey aus der Bar unten mitgenommen und ist gegangen.« Sein Blick springt zu mir, er wirkt schuldbewusst, weil er seinen Freund verpiffen hat.

»Cyrus!«, keucht Poppy. »Warum hast du nicht versucht, ihn aufzuhalten?«

»Nein – es ist nicht seine Schuld, Poppy«, werfe ich ein. »Wahrscheinlich wollte er Sterling nicht in Schwierigkeiten bringen.«

»Genau. Ich habe versucht, mit ihm zu reden«, sagt Cyrus. »Hör zu, zu Fuß kann er nicht weit gekommen sein.«

»Ich muss ihn finden. Wie lange ist er schon weg?«

»Etwa eine Viertelstunde. Aber ich habe nicht auf die Uhr gesehen.«

Ich gehe zur Garderobe, wo ich meine Handtasche und meine Schlüssel gelassen habe; Cyrus und Poppy folgen mir und machen hilfreiche Vorschläge, wohin Sterling gegangen sein könnte.

Ich rufe ihn an, lande aber direkt auf der Mailbox, wahrscheinlich hat er das Telefon ausgeschaltet. Vorsichtshalber rufe ich noch mal an, aber mit dem gleichen Ergebnis.

»Ich glaube nicht, dass sich Sterling hier in der Gegend gut auskennt«, sage ich und bin zunehmend beunruhigt. Der Valmont Country Club ist riesig und grenzt an einen städtischen Park. »Er wird die Hauptstraße nehmen, denke ich. Ich gehe in die Richtung. Ihr zwei könnt überall nach ihm suchen, wo er sonst noch sein könnte. Sobald einer von uns ihn findet, rufen wir uns an und geben uns Bescheid. Einverstanden?«

»Ja. Jetzt geh«, sagt Poppy und umarmt mich kurz mit einem Blick, der mich an meine Mutter erinnert: voller Mitgefühl und Liebe.

Vermutlich ziehe ich sie deshalb in die heftigste Umarmung der Welt. »Danke.«

Kaum hat der Wachmann das Tor geöffnet, drehen die Reifen des Jaguar durch, und ich brette schlingernd auf die Hauptstraße. Schnell erkenne ich den größten Mangel des Wagens: die Scheinwerferleistung. Entlang der breiten asphaltierten Straße, die zum Country Club führt, gibt es keine Straßenlaternen. Hohe Bäume säumen den Straßenrand und fangen den Mondschein ab. Das Fernlicht des Jaguar scheint nicht heller zu sein als das normale Abblendlicht.

Etwa eine Meile vom Tor entfernt gibt es eine Abzweigung, doch die überlasse ich Poppy und Cy. Wenn Sterling in normalem Tempo geht, müsste er irgendwo zwischen hier und dem Highway sein, der noch eine Meile weiter unten liegt.

Mein Herz macht einen Sprung, als ich vor mir eine Gestalt entdecke, und ich trete auf die Bremse. Es ist Sterling mit einer Flasche in der Hand. Mit der anderen Hand schützt er seine Augen vor den Scheinwerfern, und als ich sie abblende,

sehe ich einen Ausdruck auf seinem Gesicht, den ich noch nie bei ihm gesehen habe.

Sein Blick ist irgendwie wild und starr zugleich, und als ich die Innenbeleuchtung einschalte, damit er mich ebenfalls sehen kann, hellt sich seine Miene nicht auf. Die Fliege ist offen und hängt lose um seinen Hals. Der irre Ausdruck in seinen Augen verblasst zu einem stumpfen Grau, und plötzlich sieht er müde aus, als hätte er nicht die Kraft, sich mit mir auseinanderzusetzen.

Ich möchte ihn anschreien – ihn fragen, wie er es wagen kann, mich so zu erschrecken –, aber das ist nicht das, was man nach einer Auseinandersetzung mit meinem Vater braucht. Also atme ich tief durch und gebe mir alle Mühe, meine Gefühle beiseitezuschieben.

»Hallo, Seemann«, rufe ich, in der Hoffnung, dass er das lustig findet.

Sterling antwortet nicht. Stattdessen geht er zur Beifahrertür des Wagens, und ich beuge mich hinüber, um sie zu entriegeln.

Ächzend lässt er sich in den Schalensitz sinken und meidet meinen Blick.

»Bist du okay?«

Sterling hält schützend die Schnapsflasche im Schoß, sein Gesicht ist eine Mischung aus Abscheu und Wut.

»Ja«, murmelt er. »Ich weiß nicht, ob ich darüber reden will.«

»Ich werde dich nicht zwingen.« Ich starte den Motor.
»Wohin?«

»Ich will nicht unter Menschen sein«, sagt Sterling mit zusammengebissenen Zähnen.

»Zähle ich auch zu Menschen?«, frage ich, bemüht, meinen Ton neutral zu halten, bete aber, dass er nicht Ja sagt. Weiß er, wie sehr mich das verletzen würde?

Er schweigt enervierend lange, und ich fahre in Richtung Campus. Dort werde ich ihn absetzen und warten, bis sich der Sturm in ihm gelegt hat. Ich habe einige Erfahrung damit, den Stürmen auszuweichen, die mein Vater verursacht. Nach ein paar Minuten antwortet er endlich. »Es ist nicht deine Schuld. Ich will nur ... nicht daran erinnert werden, wie mich all diese reichen Arschlöcher ansehen. Und wo zum Teufel kann ich dem in dieser verdammten Stadt entkommen?«

»Ich weiß einen Ort«, sage ich und denke an Little Love.

Schweigend fahren wir ungefähr zehn Minuten, und als die Reifen des Jaguar über die Schotterauffahrt zum Parkplatz von Little Love knirschen, hat Sterling aufgehört, die Flasche anzustarren. Ich parke so weit oben wie möglich, direkt vor einer Holzbarriere, die verhindern soll, dass Autos den steilen Hang dahinter hinunterrutschen.

»Das ist Little Love. Auf der Highschool haben wir hier unsere Partys gefeiert. Es gibt eine größere Version in Nashville, aber diese hier ist näher.« Ich halte inne, um zu sehen, ob er etwas sagen will, aber er schaut nur auf den Campus mit den schönen alten Gebäuden hinunter. Ich kann nicht einmal sagen, ob er mich hört. »Wie auch immer, hier stört uns niemand. Willst du, dass ich dich ein bisschen allein lasse?«

»Wie schaffst du es, ihn *nicht* umzubringen?«, fragt Sterling.

»Mein Vater zieht einen in seine Welt hinein. Ihm gehört alles, er kontrolliert alles. Und er benutzt ständig alles, um zu bekommen, was er will. Entweder lässt du ihn gewähren, oder du lernst, wie du aus seiner Welt ausbrechen kannst.«

»Ich will nicht aus seiner Welt ausbrechen. Ich will sie zerstören.«

Wenn das jemand anders gesagt hätte oder mit weniger Aufrichtigkeit, würde ich es vielleicht nicht ernst nehmen. Aber ich habe Sterling noch nie so gesehen. Ganz kurz frage ich mich, ob er sich betrinken sollte, nur für heute Nacht, damit er von dem Abstand gewinnt, was auch immer passiert ist. Aber ich weiß, dass das die billige Lösung ist, die nur neue Probleme mit sich bringt.

»Ich kenne das Gefühl. Glaub mir.«

Er schaut auf die Flasche in seinen Händen und dreht den Verschluss ab. Mein Mut sinkt, als ich darauf warte, dass er einen Schluck nimmt. Stattdessen atmet er tief ein und genießt den Geruch.

»Du hast nicht versucht, mich vom Trinken abzuhalten«, stellt er halb irritiert und halb vorwurfsvoll fest.

»Ein Teil von mir würde dir das nicht verübeln«, murmele ich. »Du darfst nicht vergessen, dass ich schon mein ganzes Leben mit Angus MacLaine zu tun habe. Daher weiß ich, dass ich dir jetzt auf keinen Fall etwas vorschreiben sollte.«

Er nickt. »Da hast du recht.«

»Aber ich weiß auch, dass der betrunkene Sterling nicht der beste Sterling ist. Und hätte mein Vater dann nicht gewonnen?«

»Er wollte mich loswerden. Mit einer sechststelligen Summe«, sagt Sterling und hält inne, um erneut das Aroma des Whiskeys zu genießen. »Ich bin einem Milliardär nicht einmal eine Million wert.«

Ich zwingen mich zu lachen, aber es klingt hohl. Keiner von uns findet das lustig.

Er schraubt den Deckel wieder auf die Flasche und stellt sie neben dem Wagen auf den Boden, und ich atme erleichtert auf.

»Es wird ihm noch leidtun, dass er sich mit uns angelegt hat«, sagt Sterling und wendet sich mir mit demselben wilden Blick zu, den er in den Augen hatte, als ich ihn auf der Straße eingeholt habe.

»Das würde ich gerne erleben – aber das wird wahrscheinlich nicht heute Abend passieren.« Ich lächele, so gut ich kann, und greife nach seiner Hand. »Lass uns zurück ins Wohnheim fahren. Vergiss meinen Vater. Wenn wir einfach nicht an ihn denken, kann er uns nichts anhaben.«

Sterling lässt mich seine Hand nehmen, aber er ergreift sie nicht, dann schenkt er mir ein schwaches Lächeln.

»Du hast gewonnen, Lucky. Also los.«

Wir steigen wieder ins Auto, und ich setze zurück, ich will die Sache einfach nur vergessen. Doch dann strahlen die Scheinwerfer die volle Whiskeyflasche an und erinnern mich daran, dass es einen Unterschied zwischen Wünschen und Bedürfnissen gibt und wie schwer es manchmal ist, ihn zu erkennen. Genauso schwer, wie die Lösung nicht in einer Flasche zu suchen.

zu befestigen, überlasse ich ihr die Jacke und gehe auf die andere Seite des Wagens, um ihr zu helfen. Es dauert einige Minuten, und als wir schließlich im Eingang zum Wohnheim stehen, sind wir beide bis auf die Knochen durchnässt.

»Du liebst dieses Auto wirklich, oder?«, frage ich.

»Ja. Es hat meiner Mutter gehört, weißt du noch?«, sagt sie mit klappernden Zähnen.

Im Aufzug frage ich mich, was wohl passiert, wenn ihr Vater sie meinetwegen verstößt. Zieht sie mit mir zusammen, irgendwo außerhalb vom Campus? Wir arbeiten beide – aber sie kann sich die Uni natürlich nicht mehr leisten. Ich sehe es ganz deutlich vor mir: Der Jaguar geht kaputt, aber die Reparatur kostet mehr, als jeder von uns in einem Jahr verdient. Sie muss ihn verkaufen, und ich muss zusehen, wie ihr das Herz bricht.

Sobald ich die Tür zu meinem Zimmer aufschließe, huscht Adair hinein. »Ich brauche eine warme Dusche«, sagt sie, wirft ihre kleine Tasche und die Schlüssel auf den Tisch neben meinem Bett und schließt dann die Tür ab, die vom Zimmer unserer Mitbewohner ins Bad führt.

»Brauchst du Hilfe beim Ausziehen der nassen Sachen, Lucky?«, rufe ich ihr zu und ziehe mir das nasse Hemd und die Hose aus. Ich weiß nicht, aus was für einem Stoff dieser Smoking ist, aber ich bin mir sicher, dass er niemals so nass werden sollte.

»Ich komm schon klar, danke«, sagt sie und klingt verhaltener als erwartet.

Ich hab's versaut. Ziemlich. Der vernünftige Teil meines Gehirns erinnert mich daran, dass ihr Vater genauso viel Schuld daran hat wie ich. Doch das hilft nicht wirklich, denn dieser

Bastard ist in meinem Kopf. Ständig höre ich seine Worte. *Du bist Abschaum. Du bist Abschaum. Du bist Abschaum. Du bist Abschaum.* Begreift sie es allmählich auch?

Sie schließt die Tür zu meinem Zimmer, und ich höre, wie der Vorhang aufgezo- gen wird und sie die Dusche anstellt. Plötzlich höre ich Musik, und ich brauche einen Moment, um zu begreifen, dass es Adairs Klingelton ist. Ich ziehe das Handy aus ihrer Tasche, um auf das Display zu sehen, aber der Anruf ist schon auf die Mailbox gegangen. Dann klingelt es erneut, und Poppys Gesicht taucht auf.

»Hey, Lucky?«

»Ja?«, ruft sie über das Rauschen der Dusche.

»Poppy ruft an ...«

»Scheiße!«, schreit Adair. »Ich sollte sie anrufen, wenn ich dich gefunden habe.«

»Moment, willst du sagen, dass ein ganzer Suchtrupp unterwegs ist?« Der Gedanke, dass sich ein Haufen reicher Kinder auf mein Niveau herablässt, um mir zu helfen, macht mich schon wieder wütend. Ich habe sie verdammt noch mal nicht darum gebeten.

Sondern Adair.

»Nur Poppy und Cy«, sagt sie. »Kannst du rangehen und ihr sagen, dass alles in Ordnung ist?«

Ich wische über das Symbol auf dem Telefon und höre Poppys Stimme: »Wir haben alle Zufahrtsstraßen rund um den Club überprüft. Es gibt eine große Party in der Greek Row, ich bin auf dem Weg dorthin. Cyrus hat in ihrem Zimmer nachgesehen, aber ...«

»Poppy, hier ist Sterling«, unterbreche ich sie.

»Oh«, sagt Poppy, und ich sehe vor mir, wie sie die Stirn

runzelt. »Wir sind mit dem Jaguar in den Regen geraten und gerade erst bei mir angekommen. Deshalb hat Adair auch nicht angerufen. Sie steht unter der Dusche und versucht aufzutauen.«

»Verstehe«, sagt Poppy und erinnert mich an Francie, wenn sie ihren Ärger wegen irgendeiner dummen Sache, die ich angestellt hatte, für sich behielt.

Und ich schätze, objektiv betrachtet, hat Poppy Grund, verärgert zu sein. Ihre beste Freundin musste eine Hochzeit verlassen, weil es so aussah, als ob ich auf einer Safttour wäre. Aber ist das nicht überhaupt das ganze verdammte Problem? Poppy, eine extrem nette Person, stört sich mehr an meinem Verhalten als an dem von Angus MacLaine.

So sehr hat das Geld diese Menschen verkorkst. Ich bin ein minderwertiges Wesen. Poppy ist nett, aber sie fragt nicht, ob es mir gut geht. Sie hat Adair gesucht. Sie schert sich einen Dreck um mich. Ich bin Adairs entlaufenes Hündchen. Ein dummer Köter, den alle dulden.

Aber ich will ihr Mitleid nicht. Ich will mich nicht vor ihr rechtfertigen müssen. Wenn sie es nicht kapiert, kann sie sich verpissen. Eine unangenehme Stille breitet sich aus, und ich beschließe, dass ich genug von dem Gespräch mit Poppy habe. »Soll ich Adair bitten, dich anzurufen, wenn sie aus der Dusche kommt?«

»Sag ihr einfach, sie soll mich anrufen, wenn sie will«, sagt Poppy schroff.

»Mach ich.«

Ich beende den Anruf, und in der Dusche wird das Wasser abgestellt. Ich trete an die Tür und lege meine Handfläche darauf. Ein Stück Holz trennt mich von ihr, aber zwischen uns

liegt eine ganze Welt. Was machen wir jetzt? Wie zeige ich ihr, dass sie wegmuss von allem, was sie bisher kannte? Wie kann ich überhaupt sicher sein, dass sie das will?

»Ich habe Boxershorts und ein Unterhemd, wenn du bereit bist«, sage ich und ziehe selbst das Gleiche an.

»Leg sie einfach an die Tür.«

Ich wünschte, ich wüsste die Antworten. Doch ich weiß nur, dass ich mich glücklich schätzen kann, sie zu haben.

Sie kommt aus dem Bad und sieht so müde aus, wie ich mich fühle. Ihre Augen sind gerötet und geschwollen, und ich weiß nicht, ob sie geweint hat, oder ob es so aussieht, wenn ein Mädchen sich mit einem meiner billigen Waschlappen abgeschminkt hat.

»Geht's dir besser?« Das ist eine dumme Frage. Natürlich nicht.

Sie legt die Arme um ihren Oberkörper und spannt dabei unabsichtlich den dünnen Stoff meines Shirts, bis es fast durchsichtig ist. »Viel besser. Ich hätte nicht gedacht, dass ich jemals aufhören würde zu zittern.«

»Dir ist aber immer noch kalt«, sage ich und bemerke, wie sich ihre Nippel unter meinem Unterhemd abzeichnen. »Ich kann dich noch ein bisschen aufwärmen.«

»Zuerst will ich, dass du mir etwas versprichst«, sagt sie, und es klingt, als habe sie all ihren Mut zusammengenommen, um mir zu sagen, was auch immer sie mir gleich sagen wird.

Ich bereite mich innerlich vor. »Was?«

»Versprich mir, dass du niemals zulässt, dass sich jemand zwischen uns stellt.« Sie legt ihre Hand auf meine Brust und sieht mit großen Augen zu mir hoch. Die Hoffnung, die so deutlich aus ihnen spricht, lässt meine Wut verrauchen. »Ich

brauche etwas Echtes, Sterling. Jemanden, auf den ich zählen kann. Und es wird nicht einfach. Das wissen wir jetzt beide.«

Ich ziehe sie an mich und schließe sie in die Arme.

Womit habe ich sie nur verdient – das Mädchen, das alles hat, mich aber irgendwie mehr will als alles andere? Ich kann nicht behaupten, dass ich schon ganz verstehe, wie sie tickt, aber ich habe keinen Zweifel daran, dass sie meint, was sie sagt.

»Versprochen«, sage ich, und die Anspannung weicht aus ihrem Gesicht. »Kannst du mir dasselbe versprechen?«

»Natürlich«, sagt sie, schließt die Augen und wartet, dass ich sie küsse.

»Dann zeig es mir«, sage ich und bedecke ihre Lippen mit meinen.

Sie öffnet sich meiner Berührung und neigt ihren Kopf zurück. Ich greife ihren Po und presse ihren Körper an meinen. Wir suchen weiter mit unseren Lippen und Händen, unserer Haut und unseren Zähnen nach Antworten. Mein Mund findet ihr Ohrläppchen. Ihr stockt der Atem, und sie hört auf, meine Schulter zu küssen, vergräbt ihr Gesicht an meinem Hals und überlässt mir die Führung.

Sie soll verstehen, dass sie mir gehört. Was hat sie vorhin gesagt? Dass ihr Vater jeden davon überzeugen will, dass seine Welt die einzige ist? Sie will eine andere Welt, und ich muss ihr zeigen, dass meine Welt der beste Ort für sie ist.

Ich reiße ihr die Boxershorts von den Hüften, und sie stöhnt erwartungsvoll auf. Mit gierigen Händen bewege ich mich zu ihren Brüsten, kneife in ihre Nippel und genieße den kleinen Aufschrei, den sie daraufhin ausstößt. »Du gehörst mir, Adair. Nicht deinem Vater, niemandem sonst. Und ich gehöre dir.«

Sie schmiegt ihre Stirn an mein Kinn und flüstert mir ins Ohr: »Ich brauche dich, Sterling. Ich will mich nicht mehr ängstlich und gefangen fühlen und ...«

Ich setze sie sanft auf die Füße, drehe sie um und schiebe sie bäuchlings aufs Bett. Ich lehne mich auf sie und küsse und beiße abwechselnd in ihre Schultern und ihren Rücken. Es gefällt mir, dass ich Spuren hinterlasse – ein Beweis, dass sie mir gehört. Sie reckt sich mir entgegen, aber ich werde ihr nicht geben, was sie will, bis ich weiß, dass sie dafür sterben würde.

Ich lasse die Spitze meines Schwanzes gegen ihre Klitoris gleiten. Wieder bewegt sie sich und will mich drängen, in sie einzudringen, aber ich halte ihre Hüften fest und knete die weiche geschmeidige Haut ihres Hinterns.

»Fuck, dein Körper ist so schön. Ich liebe es, wie er auf mich reagiert.« Kurz schiebe ich mich in sie hinein, und ein leises Schnurren kommt aus ihrer Brust. Als ich mich zurückziehe, versuchen ihre Hüften zu folgen.

»Sterling«, fleht sie.

»Sag mir, dass du mich liebst«, verlange ich.

»Ich liebe dich. Du weißt, dass ich dich liebe.« Sie klingt fast genervt und windet sich in meinem Griff.

Darum liebe ich sie. Sie ist so gierig auf das Leben. »Und ich liebe dich.«

So fest ich kann, stoße ich in sie hinein, und sie unterdrückt einen Schrei.

»Jaaaaa.«

Der Sex ist wild, er hat etwas Raues, das vorher noch nie da war. Ich verlangsame für einen Moment den Rhythmus und überlege, ob wir die Position wechseln sollten, doch Adair greift nach hinten, packt meine Hüften und drängt mich,

schneller und fester zuzustoßen, als ob sie diese körperliche Verbindung genauso sehr brauchte wie ich.

Ich pumpe wieder und wieder in sie hinein, und jedes Mal rutscht Adair weiter nach oben, bis sie fast mit dem Kopf gegen die Wand stößt. Wenn sie nicht aufpasst, vögele ich sie noch ins Nachbarzimmer.

Ihr Atem beschleunigt sich, und ich lasse die Kontrolle los. Als wir zum Höhepunkt kommen, scheint er kein Ende zu nehmen, dann erschlaffen ihre Glieder, und sie sackt unter mir zusammen. Ich schlage die Decke auf und ziehe sie zärtlich über sie. Dabei bemerke ich, dass der Rahmen des Bettes in ihre Oberschenkel geschnitten und lange violette Abdrücke hinterlassen hat. Ich reibe sanft darüber, während ich mich hinter sie schiebe und ihr einen Kuss gebe.

»Wenn du in meinem Bett liegst, weiß ich, dass ich alles erreichen kann«, sage ich und streiche mit meiner Nasenspitze an ihrem Kinn entlang.

Sie lächelt schwach, und ihre Lippen öffnen sich, während ihr zugleich die Augen zufallen und der Schlaf über sie kommt.

»Ich liebe dich«, sage ich, doch sie antwortet nicht mehr.

Der Schlaf überkommt auch mich, doch zunächst schwöre ich mir noch, dass ich erst aufgebe, wenn jedes einzelne dieser verachtenswerten Arschlöcher mich entweder respektiert oder fürchtet. Nur so kann ich verhindern, dass ihre Welt meine verschlingt. Nur so behalte ich, was ich bereits gewonnen habe. Es ist der einzige Weg, sie zu behalten.

